

Aus: »Die Ordnung der Unterwelt«. Zum Verhältnis von Autor, Text und Leser am Beispiel von Hans Henny Jahnns »Fluss ohne Ufer« und den Interpretationen seiner Deuter, Bd. 2, S. 579-589

Ich hoffe, es ist mir gelungen, zu zeigen, daß das Gegenteil der Fall ist; zu zeigen, auf welchem geringem Reflexionsniveau wissenschaftliche Deuter und Biographen bis heute ihre Forschung betreiben; zu zeigen, daß sie sich nicht ansatzweise die Mühe machen, sich kritisch mit den Vorurteilen und Projektionen auseinanderzusetzen, die sie an die Werke von Autoren literarischer Texte herantragen.

Gleichgültig, ob Deuter sich – wie etwa Boëtius, Vogt, Bachmann oder Hassel – ihrem Studienobjekt überwiegend werkbezogen und in Absehung von Persönlichkeit und Leben des Autors nähern, ob sie – wie Bürger oder Reemtsma – dies unter Einbeziehung der Biographie tun oder – wie Stach und andere – ein Mischverfahren wählen – ihre Arbeiten weisen alle dieselbe Neigung zur Projektion auf, die mit einer ebenso unbewußten Identifikation der Interpreten mit den Figuren der von ihnen gedeuteten Texte einhergeht. Dabei führt die Projektion nicht nur zu massiven subjektiven Verzerrungen der Bilder von Autoren literarischer Texte, sie verhindert auch, daß die betreffenden Interpreten ein Gespür für die Sichtweise des Autors entwickeln.

Von jener – leider allgemein praktizierten – Ignoranz, die stets mit mangelnder Kenntnis der literarischen Werke einhergeht, zeugt auch der erste Band von Stachs Kafka-Biographie. Wie erwähnt, untersucht Stach hier auch Kafkas Beziehung zu Geisteskranken oder solchen, die es zumindest in den Augen des Biographen Stach sind. Dieser schreibt – und geht dabei offensichtlich vom eigenen lebhaften Interesse an Autoren wie Jahnns oder Kafka und deren »fixen Ideen« aus –: *Menschen mit ausgeprägten fixen Ideen, flößten ihm weder Furcht noch Widerwillen ein, selbst dann nicht, wenn die Grenzzone zum Wahn schon eindeutig durchschritten war.* (Stach 2002, 232)

In der Tat hielt Jahnns »Wahnsinn« Stach nicht davon ab, mehrere Aufsätze über dessen Werk zu schreiben und dadurch Jahnns Leben und Charakter zu studieren. *Im Gegenteil beobachtete er die Selbstgewiss-*

heit und Überzeugungstreue, die solche Kranken ausstrahlen, mit Neugierde und latenter Bewunderung. (Stach 2002, 233)

Was sich in dieser Selbstbeschreibung Stachs nicht findet, ist die Feststellung, daß die »Neugierde« und »latente Bewunderung« für »kranke« Autoren bei ihm – und möglicherweise auch bei Kafka hinsichtlich dessen Bekannten – mit einem gewissen distanzierten Abscheu einhergeht. Da Stach im Hinblick auf Kafka unbewußt von sich ausgeht und er den eigenen mit Bewunderung gepaarten Abscheu gegenüber Autoren wie Jahn und Kafka als solchen nicht realisiert, vermag er diesen zweiten, und – wie sich zeigen wird – tatsächlich vorhandenen Aspekt von Kafkas Verhältnis zu den »Wahnsinnigen« auch im Hinblick auf sein Studienobjekt Kafka nicht zu realisieren und zeichnet von diesem ein Bild, das so wenig der Realität entspricht wie sein, Stachs Bild von sich selbst.

Er aber glaubt, in seiner Biographie tatsächlich über Kafka zu sprechen, wie er auch zu wissen glaubt, wer er selbst ist – nämlich eine, wie er meint, im Gegensatz zu Autoren wie Jahn und Kafka verhältnismäßig intakte Persönlichkeit. Wenn Stach auf der Suche nach Erklärungen für Kafkas Faszination feststellt: *Das Glück unbeschädigter Identität. Es ist, als beneide Kafka den methodischen Wahn geradezu um seine Stabilität und Unanfechtbarkeit* (vgl. Stach 2002, 234), dann sagt Stach hiermit etwas Wahres, wiewohl wiederum nicht über Kafka, sondern über sich. Denn Stachs »Identität« ist gerade aufgrund der von ihm selbst nicht wahrgenommenen inneren Zerrissenheit so »unbeschädigt« und sein »Wahnsinn« von derart wissenschaftlicher Methode, daß man Stach fast ein wenig darum »beneidet«, ein wenig auch dafür bedauert, aber auch ein klein wenig Abscheu davor verspürt.

All diese möglicherweise vorhandenen Aspekte in Kafkas Verhältnis zu »Wahnsinnigen« sieht Stach aufgrund der Beschränktheit seiner eigenen Perspektive nicht. Er sieht nur Kafkas »Neid« auf die »Wahnsinnigen« – dieser ist allerdings zu mindestens fünfzig Prozent sein eigener Neid auf Kafka. Diesen zählt Stach zwar zu den eher fragilen Persönlichkeiten, dafür aber hat Kafka ein ungleich viel fesselnderes Werk hinterlassen als sein Biograph Stach – ein Werk, das von der gesamten Bandbreite menschlicher Regungen geprägt ist. Um seine gewaltige, wenn zu Lebzeiten auch ungeahnte Popula-

rität zu erlangen, mußte Kafka sich nicht einmal das Geschwätz an den einschlägigen Orten des Literaturbetriebs anhören, wie Stach dies offenbar tun zu müssen glaubte, um dahin zu gelangen, wo er heute ist: *Er, der so wählerisch war im Umgang mit Menschen, den das witzelnde Literatengeschwätz so langweilen konnte, dass er die einschlägigen Kaffeehäuser schon zu meiden begann – er starnte gebannt auf die gänzlich vernagelte, doch selbstgenügsame und auf keinen Zuspruch mehr angewiesene Betriebsamkeit eines verirrten Geistes.*

Stach hingegen erschien es effektiver, sich mit weniger »selbstgenügsamen« und auf den »Zuspruch« von geschäftstüchtigeren Menschen wie ihm unbedingt »angewiesenen« »Kranken« wie Jahnn und – ein wenig auch – Kafka zu befassen.

Doch nicht nur Kafkas Umgang mit all den kleinen »vernagelten«, »selbstgenügsamen« und »verirrten« Geistern nimmt Stach in seiner Biographie mehr kritisch als selbstkritisch unter die Lupe: *Kafkas Toleranz gegenüber naivstem Sektierertum, dem er während seiner Aufenthalte in Naturheilsanatorien zwangsläufig immer wieder begegnete, gehorchte demselben Impuls. Besonders charakteristisch jene Begegnung mit einem christlichen Landvermesser in der Kuranstalt Jungborn, nur wenige Tage nach dem denkwürdigen Besuch bei Schlaf* [einem anderen »Kranken«, über dessen Begegnung mit Kafka Stach zuvor berichtete].

Im Zusammenhang mit jenem »christlichen Landvermesser« bringt Stach dann eines der wenigen längeren Kafka-Zitate, die sich im ersten Band der Biographie finden. Es handelt sich um eine Tagebuchnotiz vom 14. Juli 1912, in der Kafka dem Freund Max Brod eine bemerkenswerte Begegnung schildert: *Ich liege im Gras, da geht der aus der »Christl. Gemeinschaft« (lang, schöner Körper, braungebrannt, spitzer Bart, glückliches Aussehen) von seinem Studierplatz in die Ankleidehütte, ich folge ihm nichtsahnend mit den Augen, er kommt aber, statt auf seinen Platz zurückzukehren, auf mich zu, ich schliesse die Augen* [womit Kafka – soviel zum Thema »Neugier, latente Bewunderung und Neid« auf den »Wahnsinnigen«, den er schon im Voraus als solchen erkannte – zunächst offenbar der Begegnung auszuweichen versuchte], *er stellt sich aber schon vor: Hitzer, Landvermesser, und gibt mir 4 Schriftchen als Sonntagslektüre.*

Aus dem Landvermesser H. und seinen »4 Schriftchen« machte Franz K., der im Gegensatz zu vielen seiner Interpreten und Biogra-

phen dem Schicksal stets ins Auge sah, zehn Jahre später, als er das *Das Schloß* in Angriff nahm, offenbar die »Gehilfen« des Landvermessers K., Artur und Jeremias. K. begegnet ihnen erstmals und – wie im »wirklichen« Leben – ohne zu wissen, daß es sich um seine Gehilfen handelt, auf der Gasse des Dorfes, in dessen Wirtshaus er sich einquartiert hat. Im *Schloß*-Roman heißt es: *In diesem Augenblick rief der Vollbärtige [mit dem die Hauptfigur K. sich eben noch unterhielt] mit erhobener Hand: »Guten Tag Artur, guten Tag Jeremias!« K. wandte sich um, es zeigten sich in diesem Dorf also doch noch Menschen auf der Gasse! Aus der Richtung vom Schlosse her kamen zwei junge Männer von mittlerer Größe, beide sehr schlank, mit engen Kleidern, auch im Gesicht einander sehr ähnlich, die Gesichtsfarbe war ein dunkles Braun, von dem ein Spitzbart in seiner besondern Schwärze dennoch abstach.* (Kafka 1992, 20) Daß Artur und Jeremias den schlanken Körperbau, den dunklen Teint und den auffälligen Spitzbart mit dem Landvermesser Hitzer gemeinsam haben, entging Kafkas Biograph Stach trotz des Berufs, den Hitzer mit der Romanfigur K. teilt, völlig. Er nimmt mit keinem Wort Bezug auf diese Textstelle im *Schloß*; dabei gibt es sogar einen augen- und sinnfälligen Zusammenhang zwischen dem von Kafka im Tagebuch bemerkten »glücklichen Aussehn« des von »seinem Studienplatz in die Ankleidehütte« gehenden Hitzer und der beschwingten Art und Weise, in der Artur und Jeremias sich im Gegensatz zu ihrem angehenden Vorgesetzten K. fortbewegen, der beim Gehen ständig Verschnaufpausen einlegen muß. Die Romanfigur K. bemerkt neidisch: *Sie gingen bei diesen Straßenverhältnissen erstaunlich schnell, warfen im Takt die schlanken Beine.*

Aus dem Landvermesser H. sind unter Kafkas Feder zwei vom Landvermesser K. als solche nicht erkannte Spiegelbilder seiner selbst, seine Doppelgänger im wahrsten Sinne des Wortes geworden. Die sich in ihrer Gangart ausdrückende Sorglosigkeit scheinen sie mit dem Landvermesser K. allerdings nicht zu teilen. In eben dieser Hinsicht scheint auch der Landvermesser Hitzer in den Augen des Schriftstellers Kafka diesem überlegen gewesen zu sein, was, wenn es wahr wäre, wiederum ganz der Meinung seines Biographen Stach entspräche, der glaubt, daß Kafka den »armen Irren« Hitzer um seine Sorglosigkeit beneidete.

Stach zitiert nach Auslassung zweier Sätze weiter aus Kafkas Tagebuchnotiz (vgl. Stach 2002, 234) über die Begegnung mit dem Landvermesser Hitzer: *Ich lese ein wenig und gehe dann zu ihm zurück und versuche, unsicher durch den Respekt, den ich vor ihm habe [und den Hitzer Kafka nie hätte einflößen können, wenn dieser sich der teilweisen Unangemessenheit seines Gefühls in Anbetracht des religiösen Eifers seines Gegenübers nicht bewußt gewesen wäre] ihm klarzumachen, warum gegenwärtig keine Aussicht auf Gnade für mich besteht. Darauf redet er [wie von Kafka von Anfang an befürchtet, von dem ihm innewohnenden Doppelgänger K. jedoch offenbar zugleich begrüßt] 1 1/2 Stunden zu mir (gegen Schluss [diese eingeklammerte, Kafkas Amüsement beim Lauschen des Vortrags deutlich zum Vorschein bringende Bemerkung läßt Stach in seinem Zitat weg] gesellt sich ein alter weißhaariger, magerer, rotnasiger Herr im Leintuch mit einigen undeutlichen Bemerkungen zu uns) mit schöner nur aus Wahrhaftigkeit möglicher Beherrschung jedes Wortes.* (Kafka 1967, 484)

Kurz darauf spottet Kafka zugleich über Hitzer und einen Teil seiner selbst: *Er sieht mir an dass ich nahe an der Gnade bin. – Wie ich selbst alle seine Beweise abbreche und ihn an die innere Stimme verweise.* Die leider – wenn auch für Kafkas Werke überaus fruchtbar – oftmals das Gegenteil von dem sagte, was der ihm innewohnende andere – dessen Interessen offenbar (Kafka ganz und gar bewußt) der Landvermesser Hitzer bediente – für sie beide anstrebte.

Hitzers Auftritt in der Kuranstalt Jungborn beurteilt Kafka: *Gute Wirkung*, und gibt damit bereits Jahre, bevor er *Das Schloß* zu schreiben beginnt, zu erkennen, daß der Landvermesser H. ihm eines Tages vielleicht doch einmal behilflich sein könnte. Keineswegs jedoch in der Weise, in der K. es im *Schloß* anstrebt und in der Stach es Kafka in seiner Biographie unterstellt. Nachdem nämlich Artur und Jeremias dem »Vollbärtigen« verkündet haben, sie seien auf dem Weg in eben jenes Wirtshaus (vgl. Kafka 1992, 20), in dem auch K. einquartiert ist, äußert K. sich folgendermaßen: *»Dorthin gehe auch ich«, schrie K. auf einmal mehr als alle andern, er hatte großes Verlangen von den zwei mitgenommen zu werden; ihre Bekanntschaft schien ihm zwar nicht sehr ergiebig aber gute aufmunternde Wegbegleiter waren sie offenbar. Sie aber hörten K.'s Worte, nickten jedoch nur und waren schon vorüber.* Kaum aber ist K. im Wirtshaus angelangt, wird er sich der Tatsache gewahr, daß

die beiden attraktiven, sich jedoch innerhalb kurzer Zeit als schreckliche Nervensägen entpuppenden jungen Männer in Gestalt seiner Gehilfen seine ständigen Begleiter geworden sind. Einerseits wäre er sie, wie Kafka Hitzer, gerne sofort für immer losgeworden, und andererseits hängt er fortan an ihnen, weil sie ihn mit ihrer steten Sorglosigkeit und guten Laune über sein scheinbar in jeglicher Hinsicht scheiterndes Dasein hinwegtrösten.

Kafka hätte die Beziehung K.s zu den Gehilfen niemals so facettenreich schildern können, wenn er sich der Ambivalenz seiner Gefühle für Hitzer – und damit auch der teilweisen Distanz zu sich selbst in der Übertragung auf ihn – nicht bewußt gewesen wäre. Doch Stach, der weder die Ironie noch die Selbstironie in Kafkas Beschreibung seiner Begegnung mit Hitzer wahrnimmt, behauptet im Anschluß an das Tagebuch-Zitat: *Nicht einmal die Tatsache, dass diese Notizen ausschließlich für Brod bestimmt sind, veranlassen Kafka zu einem Augenzwinkern ironischer Distanz.* (Stach 2002, 234)

Einmal abgesehen davon, daß das in Kafkas Notizen angeblich fehlende »Augenzwinkern ironischer Distanz« dem Leser von Stachs Biographie sichtbar gewesen wäre, wenn Stach es im Zitat nicht weggelassen hätte, distanziert Stach sich in Gestalt Kafkas durch diese Behauptung unbewußt – und das heißt tatsächlich: kein bißchen – von sich selbst und präsentiert sich damit genau in der Situation, in der er Kafka Hitzer gegenüber wähnt. Stach schreibt und meint auch hiermit, ohne es zu merken, mehr sich selbst als Kafka: *Geschickt versteht er, wie schon gegenüber dem Rezitator [jenem Mann namens Schlaf], die Ansprüche des anderen zu entschärfen, und dabei vermeidet er noch jede Kränkung.* Wie auch Stach die »Ansprüche« Kafkas auf eine realistische Darstellung von dessen Gefühlen »entschärft« und dabei jede explizite »Kränkung« Kafkas »vermeidet«: *Die innere Stimme – dagegen kann nicht einmal der christliche Landvermesser etwas haben, wengleich es ihn von weiteren Missionierungsversuchen nicht abhalten wird. »Gute Wirkung«, schreibt Kafka, und wenn er in den Schriftchen blättert, dann gewiss nicht, um sich erwecken zu lassen.* So »blättert« vor allem Stach »gewiss nicht« in Kafkas Schriften, »um sich erwecken zu lassen«. *Und doch fällt auch hier wieder das Wort »Glück«; sogar von »Respekt« und »Wahrhaftigkeit« ist die Rede; unverkennbar ist der Ton der Sympathie.* Die Stach zweifellos, wenn auch, wie bei Kafka hinsicht-

lich des Landvermessers Hitzer, gepaart mit einem gewissen, in Stachs Fall sogar recht hohen Maß persönlicher Skepsis gegenüber dem anderen empfindet. Da er im Gegensatz zu Kafka in Bezug auf Hitzer jedoch weder ein Bewußtsein für seine spontane Sympathie noch für den spontanen Ekel besitzt, den der andere, den er für Kafka hält, in ihm auslöst, vermag er weder ein differenziertes Bild von sich noch ein entsprechend differenziertes Bild von Kafka zu zeichnen.

Subjektive Eindrücke wie Sympathie oder Ekel schließt Stach als Beweggründe und Maßstäbe seiner Arbeit aus. Daß sie sich auf dem Umweg seiner Betrachtung des anderen dennoch in die Untersuchung einschleichen, will er nicht wahrhaben und sieht er daher auch nicht. Dabei ist jeder Satz, den er über Kafka schreibt, geladen mit leidenschaftlichen Gefühlen der Faszination und Bewunderung, aber auch des Abscheus und der Verachtung.

Dies zeigt sich besonders deutlich an Stachs abschließender Bewertung von Kafkas Verhältnis zu Hitzer. Stach stellt fest: *Noch Monate später – es ist der zweite Tag der VERWANDLUNG – beschließt der von Einsamkeit gepeinigte Kafka allen Ernstes, sich zu seiner »einzigsten Rettung« an ebenjenen Hitzer zu wenden.* (Stach 2002, 235)

Als »einzigste Rettung« bezeichnet Kafka die Absicht, »sich an Hitzer zu wenden«, mit derselben feinen Ironie, von der auch die Tagebuchnotiz geprägt ist, in einem Brief vom 18. November 1912 gegenüber Felice Bauer (vgl. Kafka 1993, 105). Von dieser hat er soeben ein überaus willkommenes Telegramm erhalten, wodurch die »Rettung« durch Hitzer sich erübrigte. Stach schreibt: *Nur ein gerade noch rechtzeitig eintreffendes Telegramm Felices verhindert, dass Kafka zu Papier und Feder greift und sich eine neue Enttäuschung bereitet.*

Die Tatsache, daß Stach die von Kafka tatsächlich nie in Anspruch genommene Hilfe Hitzers so sehr betont sowie das sich in seiner Äußerung artikulierende, an Herablassung grenzende Mitleid verraten, daß Stach weit mehr von seinen persönlichen Gefühlen geleitet über Kafka schreibt, als er selbst einräumt. In der Einführung zur Biographie prangert er die »unbeherrschte Identifikation« mit dem Studienobjekt als Todsünde des Biographen an (vgl. Stach 2002, XXIV). Bezeichnenderweise äußert er sich mit keinem Wort darüber, worin genau diese »unbeherrschte Identifikation« besteht, die nur

dann »unbeherrscht« sein kann, wenn sie unbewußt ist wie Stachs Identifikation mit Kafka.

Die unbewußte Identifikation verhindert denn auch, daß Stach sich in dem weitgehenden Maße, in dem er es zu tun beansprucht, in Kafka einzufühlen vermag. Dieser ist für den Biographen in all den Winkeln seiner Seele, in denen er selbst sich nicht kennt, ein Stück seelische Terra Incognita; und so wird aus Kafkas Begegnung mit Hitzer – die Kafka immerhin beim Schreiben eines der größten Romane des zwanzigsten Jahrhunderts inspirierte – unter der Feder des Biographen eine sogenannte »Enttäuschung« – eine Platitüde, die mit den wesentlich komplexeren wirklichen Verhältnissen von Kafkas Leben und Schreiben nichts oder kaum etwas zu tun hat.

Kafka hingegen verspürte weder mit Menschen wie Hitzer noch mit seinen Romanfiguren falsches Mitleid; beziehungsweise, falls er gelegentlich Mitleid verspürte, so verhinderte sein weitreichendes Bewußtsein über die eigenen Schwächen und Eigenarten, daß das Mitleid in Herablassung ausartete. Vielmehr vermochte Kafka – und davon zeugt vor allem sein emotional vielschichtiges literarisches Werk – die Gefühle anderer – ob Menschen aus Fleisch und Blut oder papierener Helden – nachzuvollziehen, auch wenn sie sich nur teilweise mit den eigenen Gefühlen deckten. Er machte in seiner Einfühlung offenbar auch vor den Gefühlen des Verlangens und der Enttäuschung nicht halt, die Stach so peinlich berühren und mit denen dieser sich nicht tiefgehend auseinandersetzen möchte, um von den eigenen Enttäuschungen absehen zu können.

Daß ausgerechnet seine Begegnung mit Kafka daran etwas ändert, ist unwahrscheinlich. Daß aber, wenn herauskommt, daß Stach in Kafka eine weitaus blässere Figur geschaffen hat als die, die sich in Gestalt seiner selbst zwischen den Zeilen seiner Kafka-Biographie zeigt – daß Stach die Begegnung mit Kafka dann dennoch eine kleine »Enttäuschung« bereiten wird, ist nicht ganz unwahrscheinlich.

Augenblicklich beansprucht Stach allerdings, für seine Leistung in den Adelsstand des Klassiker-Biographen erhoben zu werden. Nachdem er dem Leser seiner Biographie in der Einführung einen kurzen und recht oberflächlichen Überblick gegeben hat, was die Forschung und das Internet hinsichtlich Kafka zu bieten haben, bemerkt er:

Erschöpft richtet der interessierte Laie seine Hoffnungen auf die Biographik.
(Stach 2002, XVI)

Auch in Bezug auf den Leser seiner Biographie läßt sich hier Stachs permanente unbewußte Identifikation mit dem jeweiligen Gegenüber nachvollziehen. Im nächsten Satz läßt er den indirekt angesprochenen »interessierten Laien« sich angesichts der Flut der Kafka-Literatur nach dem biographischen Werk sehnen, das Stach geschrieben und dem Leser vorgelegt zu haben glaubt: *Eine intelligente, farbige Lebensbeschreibung, möglichst illustriert, verfasst von einem Autor, der auf dem Stand der Forschung ist, ohne damit ständig paradiere zu müssen – dies ist, so eine verbreitete Meinung, noch immer der Königsweg, um sich mit einem Klassiker bekannt zu machen.*

Daß die »verbreitete Meinung« in erster Linie Stachs eigener entspricht, die er hier in der Manier eines Handlungsreisenden, der sein Produkt anpreist, verallgemeinert, um das Interesse des »interessierten Laien« an seiner Kafka-Biographie zu wecken, könnte beim einen oder anderen »interessierten«, aber nicht halb so dummen »Laien« auch das Gegenteil bewirken. Wenn der »interessierte Laie« dann auch noch feststellen muß, daß die Kafka-Biographie, die er sich zugelegt hat, um etwas über den »Klassiker« zu erfahren, nicht der »Königsweg« zum Verständnis Kafkas, sondern der »Königsweg ins Unbewußte« seines Biographen Stach ist, dann werden auch die aufmunternden Worte Stachs nicht mehr verhindern können, daß der Leser sich betrogen fühlt: *Schließlich muss niemand mehr fürchten, mit chronologischen Daten und hagiographischen Gemeinplätzen abgespeist zu werden, denn die Zeiten, da Biographien wie Konfektionsware produziert wurden, sind vorüber.* Jetzt gibt es Biographien über bedeutende Persönlichkeiten, die das Leben dieser Persönlichkeiten noch besser darstellen, als herkömmliche Biographien es tun. *Die Ansprüche sind drastisch gestiegen, und die jüngsten Standardbiographien zu Goethe, Schopenhauer, Wittgenstein, Thomas Mann, Virginia Woolf, Nabokov, Joyce und Beckett werfen zu Recht die Frage auf, ob man die Biographie nicht als eigenständige literarische Kunstform endlich nobilitieren sollte.*

Darauf ist zu antworten, was man als aufgeklärter Kunde einem fahrenden Händler antworten würde, der einen an der Haustür eine Weile mit seine Sprüchen genervt und dem man gleichzeitig gebannt ob des mit Naivität gepaarten bewundernswerten Selbstbewußtseins

zugehört hat: Solange der Biographie-Verkäufer Stach nicht überzeugend darlegt, inwiefern das gepriesene Produkt den Ansprüchen des Verbrauchers sowie desjenigen genügt, der zur Herstellung des Produkts sein Leben zur Verfügung stellte, ist eine »Nobilitierung« – und gar in Gestalt einer »eigenständigen Kunstform« – nicht angebracht.

Erst einmal müßte man sich – wie auch im Hinblick auf die »Kunstform« des literarischen Textes, bei der dies selbstverständlich vorausgesetzt wird – darüber klar werden, worin eigentlich die Kunstfertigkeit des Biographen besteht; und dann würde sich – genau wie hinsichtlich manches literarischen Textes – herausstellen, daß einige Biographen, die – wie Stach – das Prädikat »Kunstform« beanspruchen, weder dieses noch das Prädikat »Biograph« verdienen, sondern das des Romanciers, dessen Figur ein liebloser Abklatsch seiner eigenen Persönlichkeit ist.

Dennoch unterscheidet sich Stachs »Roman« über Franz Kafka in einem kleinen, doch bemerkenswerten und für die ethische sowie ästhetische Dimension seines Schaffens überaus bedeutsamen Punkt vom Werk eines schlechten Schriftstellers: Während dieser bei aller offensichtlichen Verwandtschaft mit seinem Helden doch stets über eine Figur schreibt, schreibt Stach über einen Menschen, der einmal gelebt hat und nutzt dessen Lebensgeschichte bis in intimste Details zu jener Selbstdarstellung, als die sich seine Kafka-Biographie bei näherem Hinsehen entpuppt. Von einem Biographen, der, was die Kunstfertigkeit betrifft, über einem schlechten Schriftsteller rangieren möchte, ist also eine überaus selbstkritische Haltung und eine entsprechend große persönliche Zurückhaltung bei der Beurteilung des Menschen zu fordern, über den er schreibt.

Abgesehen davon ist es wesentlich aufschlußreicher, sich der Persönlichkeit eines Menschen über dessen Werk zu nähern. Wie die hier vorgenommene Analyse von *Fluß ohne Ufer* sowie die abschließende Textstellenanalyse von Kafkas *Schloß* zeigt, tritt der Facettenreichtum der Autorenpersönlichkeiten in den literarischen Werken deutlicher zutage, ist sie stets greifbarer als in autobiographischen Äußerungen. Diese zeugen oftmals von Stimmungen und momentanen Einschätzungen der Autoren, wohingegen die Polyperspektivität der für die Öffentlichkeit bestimmten Werke jegliche Form der Subjek-

tivität durchbricht und die vielseitige Persönlichkeit des Schöpfers in der semantischen und emotionalen Vielschichtigkeit des Textes zum Vorschein bringt. Autobiographische Zeugnisse liefern im Verhältnis zu literarischen Werken nie mehr als Skizzen von der Persönlichkeit ihrer Autoren und wurden – auch wenn sie gelegentlich von hoher literarischer Qualität sind – von diesen daher meist auch nicht zur Veröffentlichung vorgesehen. Zeugnisse von Zeitgenossen – und wenn sie den Betreffenden noch so nahestanden – sind, wie beispielsweise anhand von Helwigs Zeugnissen über Jahn erkennbar, mit noch größerer Vorsicht zu genießen – mit wieviel mehr Vorsicht also, was selbsternannte Biographen verbreiten.

Wollen wir etwas über die Menschen erfahren, deren Werke wir lesen, ob es sich um Autoren literarischer Werke, literaturkritischer, interpretierender, biographischer oder sonstiger Werke handelt, dann haben wir mit deren autorisierten Werken immer das Richtige zur Hand. In seinem Werk steckt der Autor mit allen, den schönen und häßlichen Seiten seiner Persönlichkeit und kann sich – wie es die Interpreten von Jahnns Werken so häufig versuchen – auch nicht hinter dem Bild eines anderen verstecken, ob dies nun die Hauptfigur oder deren Erfinder ist, mit dem Deuter und Biographen die Figur beziehungsweise sich selbst so häufig verwechseln.

Die deutsche und die internationale Literaturwissenschaft hat über die auf Projektionen basierenden Verwechslungen bisher entweder hinweggesehen und so getan, als fänden sie nicht statt, oder dort, wo sich das Problem besonders offensichtlich zeigt (nämlich auf dem Gebiet der Biographik), so getan, als handele es sich um ein unlösbares Problem, mit dem Biograph und Leser leben müssen und das sich mit Faktenreichtum aus der Welt schaffen läßt.